

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Der Morz-Kajetan. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

nichts. Solange du in unserem Lande bist, bist du unser Gast. Aber gehe nach Süden und halte dich in der Nähe des Meeres. Denn es können Tage kommen, wo dich niemand mehr schützen könnte.“

Wie im Taumel ging ich zum Bangalo zurück. Dort stand ein junger Jnder, der mich mit einer demütigen Verbeugung begrüßte. Eine Stunde später war ich auf dem Weg nach Süden. Ich hatte den nächsten Posten benachrichtigen wollen, damit wegen der Beerdigung des Kapitäns Vorfrage getroffen werden könnte; doch der Draht war zerschnitten.

Als wir in den Wald eintraten, sah ich, während der Jnder vor mir ging, in dem Gebüsch etwas Weißes leuchten. Es war wie der Schatten einer menschlichen Gestalt. Und mir schien es, als sähe ich einen biegsamen Leib und zwei Augen, groß und süß. Und ich dachte an das Giftmädchen, dessen Umarmung tödlich war, und das dennoch küssen konnte, ohne zu töten . . .



Der Morz-Kajetan.

Erzählung
von Anton Schott.

Im Bergdörflein droben gibt's eine Hochzeit.

Vor dem plumpen, geschmacklos gearbeiteten Altare der kleinen Pfarrkirche knien ein handfestes, stämmiges und nicht allzu-sauberes Weiberleut und ein schwächtiges, zierliches Männlein, dahinter stehen Brautführer und Brautjungfer, und zwischen beide Paare drängt sich der Mesner, um dem Brautpaare die richtigen Antworten zuzulüftern.

„Kajetan Söldner, liebst du deine Braut?“ fragt nun der Pfarrer in der herkömmlichen und vorgeschriebenen Weise.

„Ja,“ flüstert hinter dem Bräutigam der Mesner; aber der stiert wie in hellem Träumen vor sich hin und tut, als ob er lediglich Zuschauer wäre wie all die andern Hochzeitsgäste, bis er einen Puff in die Flanke bekommt.

„Ja mußt jagen!“ drängt der Mesner.

„Ja,“ hastet der Bräutigam nun heraus und nickt zur Bekräftigung mit dem Kopfe. „Oh ja . . . freilich.“ Und er nickt nochmals recht kräftig. Die Braut aber antwortet mit einem festen und kräftigen Ja, und nachher reicht man sich die Hände, läßt sie von der Stola umwickeln und tauscht zum Schluß die Ringe.

Während der folgenden Messe sinnt und träumt der Bräutigam wieder so vor sich hin, als hätte er sich nicht gut ausgeschlafen, und nicht manch-

mal oder schüttelt ab und zu den Kopf. Wie aus nebliger Ferne lugt in seinem Sinnen hie und da eine Zeit herüber in die Gegenwart, die ihn wie ein Märlein aus sonniger Maienzeit annutet, und die doch wieder so verschwommen ist wie . . . wie halt ein Nebelmorgen. Ah was! Nicht wahr ist es, und morgen nagelt er sein Schild über die Türe des Dedmeierhäufels, das am Ende des Dörfleins draußen steht im lauschigen Obstgarten, und das von nun ab sein Eigen und seine Heimat sein wird, und in das er mit der Zeit behäbigen Wohlstand arbeiten will. Eine eigene Bank und kommender Wohlstand! Was kann der Mensch mehr verlangen, und was soll sich ein wandernder Tischlergeselle mehr wünschen?

Nach der Messe führt er statt der Brautjungfer, mit der er in die Kirche gekommen, sein angetrautes Weib hinaus auf den kleinen Dorfplatz, wo schon vier Spielleute der Hochzeitsgesellschaft warten, und nachher geht es unter fröhlichem Spiele und übermütigem Tuscheln der jüngeren Hochzeitsgäste dem Krämerwirth zu.

Eine Menge Weiber und Kinder aus dem Dörflein und aus der Umgegend hat sich als Zuschauer eingefunden, und ein jedes der Hochzeitsleute wird beschaut und bekrittelt.

„Uj! Uj!“ macht es ein drei Fäuste hoher Range und deutet nach dem Scherbalger, der einen recht altfränkischen Rock mit langen Schößen trägt, wie solche zu Großvaters oder Urgroßvaters Zeiten einmal Mode gewesen. „Dem sein Rock tauget' für eine Kranzeltagsfahne!“*)

„Die Peterlin schnalzt aber heute daher!“ spöttelt die Pelzhaubenschneiderin. „Und sonst wenn man sie sieht und ihre Stube und ihre Kinder . . .“

„Ja, wahrhaftig.“

„Wegen dem Dreiviertelstischler da und seiner Rani . . .“

„Jetzt . . . Das ist schon gar nichts mehr, wenn sie fast nochmals so groß ist wie er,“ stellt der alte Zimmersepp aus. „Wenn er sie ärgert, erdrückt sie ihn wie eine junge Kaze.“

„Mir scheint, die ist froh, daß sie ihn hat. Sonst hat auch keiner anbeißen wollen.“

„Nun ja . . .“

So reden und tuscheln die Leute durcheinander, bis der letzte der Hochzeitsgäste in der Türe des Krämerwirthshausjes verschwunden ist, und bis vom Tanzboden her das Quietschen einer Klarinette und das Brummen des Basses zu hören ist.

Die Hochzeitsgäste setzen sich zum einfachen Mahle zusammen, und die Spielleute würzen dies mit allerhand landläufigen Weisen.

*) Kranzeltag = Fronleichnamstag.

Nach dem Mahle aber geht es an den Tanz. Zu allererst regt und riegelt sich das junge Gevölke; aber bald nachher strampeln und strampfen auch ein paar Alte mit, und bis es gegen Abend geht, hat selbst der alte, weißbärtige Steinflüßer seinen Hopser gemacht.

Während der Tanzpausen neckt man einander ein bißel, es wird gelacht und gesungen, wie es halt schon kommt, und die richtige Hochzeitsstimmung hat jedwedes am Bandel und beim Genicke.

Nach Feierabend sammelt sich auch anderes Gebursche auf dem Tanzboden, wie es der Brauch ist; aber bald spinnt sich eine kleine Zwistigkeit an. Des Huisen Jokel und des Höllersls Steffel haben seit einiger Zeit eine kleine Unstimmigkeit miteinander, und der Jokel ist Hochzeitsgast, und der Steffel ist dieses nicht. Das läßt der Jokel hübsch deutlich fühlen, und den Steffel verstimmt es.

„Macht keine Schnacksen und Narreteien!“ mahnt der Schneiderrupel, der unter den Spielern der Tonangebende ist. „Ein jeder hat Platz, und ein jeder kann sich erlustigen nach rechtem Gefallen und in ehrbarer Weise.“

„Ich bin ich,“ trutzt der Jokel.

„Nachher bist schon etwer auch . . .“

„Fangt mir keine Dummheiten an!“ stellt auch der Kajetan vor, der Bräutigam. „An unserem Ehrentage, und wenn . . . es einen Streithandel gäbe . . .“

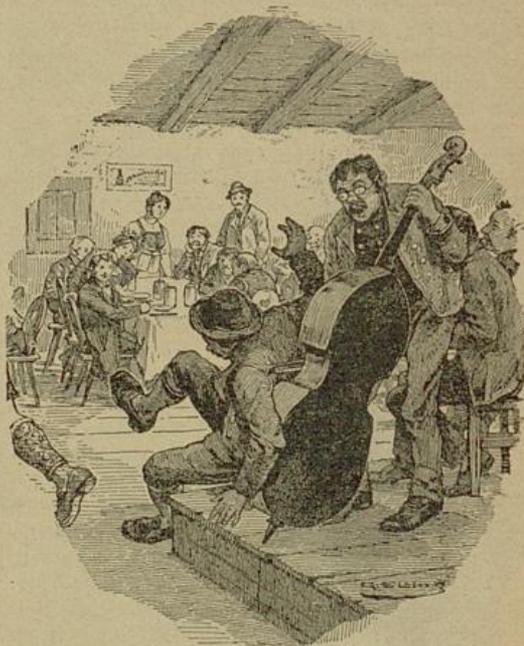
Die Spielleute streichen einen lebhrischen Tanz an, und alles scheint sich wieder zu glätten und zu ebnen; aber plötzlich prellen die Kampfhähne ganz ernstlich zusammen, und ehe es jemand hindern kann, hängen sie auch schon aneinander wie zwei raufende Hunde und schlagen und stoßen aufeinander los. Ein paar andere springen hinzu, die Widersacher zu trennen und die Balgerei zu schlichten; aber es will ihnen nicht gelingen. Im Eifer ergreifen sie selbst Partei für und wider, und das Uebel wird ärger. Als der Wirt mit dem Ohsenziemer erscheint, kriegt des Ecknikels Knechtel einen derartigen Stoß, daß er wie ein geschnellter Ball in die Ecke taumelt, wo die Spielleute sitzen und mit aller Wucht auf die Baßgeige fällt.

Ein Krachen und Brechsen, und die Geige ist hin.

Dem Kajetan drückt es einen Schrei ab, als er solches sieht und hört, daß es scheusam durch die Stube und durch den Trubel gellt. Die Baßgeige gehört sein, und der Schusterhannes spielt heute nur darauf, weil er, der Kajetan, Hochzeit hat und daher nicht selbst mitspielen kann. Des Wirtes Ohsenziemer saust über die Käufer hin, und hübsch ein paar drängen der Türe zu und machen sich aus dem Staube. Vielleicht hat einen der Narr grüßen lassen, daß er sein Messer gezogen und einen gestochen, der

nachher so aufgeschrien. Wer draußen ist, kann es nicht gewesen sein.

Als die zwei Urheber hinausbefördert worden sind und den Tanzboden verboten erhalten haben, legt sich der Tummel, und man strebt wieder ins alte Geleise und zur Hochzeitsstimmung zurück. Dem Kajetan ist aber hellauf zum Flemmen zumute. Der Baß hat beinahe



Ein Krachen und Brechsen, und die Geige ist hin.

vierzig Gulden gekostet und ist jetzt hin. Bierzig Gulden aber findet einer nicht so mir nichts, dir nichts auf der Gasse.

„Du bist ein Tischler und kannst dir den Kästen schon wieder zusammenleimen,“ vertröstet der Schneiderrupel. „Mit gutem Willen und mit ein bißel Geschick geht alles.“

Für ein Weichen deutet es den Kajetan, als leuchte ein Hoffnungsstrahl in das Duster seines Mißgeschickes. Wenn es mit dem Leimen allein getan werden könnte, wäre wohl zu helfen. Aber wie er die Splitter und Stücklein zusammengesucht und den aus aller Form gequetschten Kästen betrachtet, merkt er, daß dem Schaden auf solche Weise nicht beizukommen ist.

Wenn er sich nicht schämte, er könnte flennen. „Wirst ja gesehen haben, wer den Schaden gestiftet hat,“ versucht der Wirt zu trösten.

„Des Ecknikels Knecht.“

„Wo nichts ist, kann sogar der Kaiser nichts nehmen,“ grinst der lange Leupold. „Hin ist hin. Ein ander Holz her, sagen die Wagner.“

Der Schneiderrupel fängt wieder an zu geigen, um die Stimmung der Hochzeitsgäste zu

heben; aber das Spiel geht leer, weil der Baß fehlt. Man behilft sich mit einem Baßflügelhorn, aber es ist immer so, und dem Rajetan vollends kommt das Spiel vor wie eitel Hohngequitsche. Er setzt sich in eine Ecke, hört weder auf diese noch auf jene Reden und nicht einmal auf die Trostworte seines jungen Eheweibes. Der Schweiß perlt ihm nur so über Stirne und Gesicht, und seine Hände zittern.

Die Geschichte läßt sich . . . ganz schön an. Gleich am Hochzeitstage schon ist die Baßgeige hin und . . . Nein, er hätte es wahrhaftig nicht tun sollen. Er hat wohl ein eigen Häufel erheiratet, aber was wiegt das auch auf? Wenn es so fortgeht, kann das bald vom Unglücke aufgefressen sein und . . . hernach?

Ein Grufeln um das andere überläuft ihn, und hundert Male sagt er sich's vor: „Ich hätte es wirklich nicht tun sollen . . .“

Am nächsten Morgen nagelt er zuerst sein neues Handwerksschild über die Türe seines Häufels: Rajetan Söldner, Tischler, und dann siedet er Leim und versucht, die zerstückelte Baßgeige wieder zurechtzurichten und zusammenzuleimen, aber bis zum Mittag kommt er zu der Ueberzeugung, daß es auf diese Weise doch nicht geht. Ein Fußtritt, und die Trümmer lösen sich wieder voneinander, und ein Häuflein Holzstücklein liegt auf der Stubenbühne.

Was nun? Das Gespiel kann er deswegen doch nicht aufgeben, denn von Zeit zu Zeit trägt es halt doch ein paar Gulden, die sonst nicht verdient werden könnten. Was soll einer an einem Sonntagnachmittage auch verdienen? Aber wie lange müßte er da wieder spielen, bis er nur den Schaden wieder hereingebracht? Etliche dreißig, vierzig Gulden!

Er stößt die Scherben zur Seite und beginnt an einer Ofenbank zu arbeiten, die der Steinecker bei ihm bestellt hat, aber die Baßgeige geht ihm alleweil im Kopfe herum und läßt ihm keine Ruhe . . . Wenn es halt doch auf irgendeine Weise ginge! Der Hals wäre ganz, dem Griffbrette fehlte nichts, der Saitenhalter ist noch zu brauchen, und die Seitenvände täten es im Grunde genommen auch noch. Da fehlten eigentlich nur die beiden Decken und . . . die Form . . . Eine dumme Sache mit dieser Heirat! Wie einmal nichts mehr zu ändern gewesen daran, fällt ihm . . . die andere Dummheit wieder ein und macht ihm Kopfweh. Eine Dummheit ist es da und dort. Wenn zwei Holzpelten einmal hübsch fest zusammengeleimt sind, bleibt allemal ein Schiefer hängen, wenn man sie auseinanderreißt, und man merkt den Schiefer erst, wenn das Auseinanderreißen schon geschehen. Ein eigen Häufel, eine eigene Bank! Freilich strebt und trachtet der Mensch darnach, und es ist dieses jedes armen Teufels

höchster Wunsch, aber . . . wer weiß, hätt' er es mit . . . der andern nicht schließlich auch noch mit der Zeit so weit gebracht? Fleißig arbeiten und ein bißel Glück haben dabei . . . Nein, mit dem Glücke mag es da schon etwas windig ausschauen, wenn einer nach dem Anfange urteilt. Am Hochzeitstage schon so ein Turbel und . . . dreißig bis vierzig Gulden beim Plunder! . . . Wenn er sich verjuchtsweise darüber machte! Ein paar Brettlein würden doch so zu bearbeiten sein, daß sie taugten. Ein Tischler wäre er ja, und mehr wie das Holz richtig ausarbeiten könnten ja andere auch nicht. Viel wäre ja nicht hin, höchstens ein Brett, ein bißel Leim und einige Zeit. Und diese brauchte er eigentlich nicht zu vertrödeln; er könnte nach Feierabend schnitzen und arbeiten.

So sinnt er den ganzen Nachmittag vor sich hin, und am Abende sucht er sich ein altes, gut ausgetrocknetes und astloses Brett, schneidet es in die richtige Form und beginnt zu arbeiten.

„Schad' um das schöne Brett,“ tadelt die Kani, sein Weib. „Ungekannts einmal könntest es etwa brauchen, und da nimmst es zu dieser Tanderei her! Alles kostet heutzutage Geld, und das Sparen, scheint mir, bist nicht recht gewohnt.“

Die Rede trifft ihn wie ein ganz ernsthafter Puff zwischen die Rippen.

„Bei ein vierzig Gulden kostet so eine Baßgeige,“ stellt er als Rechtfertigung vor. „Da wird doch das Brett . . . noch wohlfeiler sein.“

„Brauchst denn eine?“

„Ja . . . brauchen . . . Ab und zu verdient einer halt doch ein paar Gulden mit dem Gespielen, wo er sonst nichts täte und nichts tun könnte, und . . . ein bißel Freude hängt auch daran.“

„Da wenn d' mir nicht ginge!“ urteilt sie ganz abfällig. „Oft eine ganze Nacht herumspielen und im Wirtshause verhocken, den Schlaf versäumen und andern den Narren machen! Ein richtiger Christenmensch, der einmal verheiratet ist, gehört heim. Verstehst mich?“

Wie wenn die Sonne den perlenden und in allen Farben flimmernden und schillernden Tau weglegt von der herbstenden Dedheide und nachher nur halbdürres Gegräse und braune Heide und das Gefühl zurückbleiben, daß es von Tag zu Tage öder werden muß, so kommt ihm diese Rede vor, und die Vorwürfe und Selbstanklagen in seiner Brust und in seinen Sinnen heben trutzig ihre Köpfe . . . Das hast jetzt davon, du, mit deinem eigenen Häufel und mit deinem . . . Unverstande . . .

Er läßt sie reden und nörgeln und sagt nimmer so dazu und nimmer so. Der Baß muß einmal fertig werden, und nachher müssen sich auch diese Reden verkieren. Daß sie ihn ob seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit loben

könnte, wagt er nach diesem nimmer zu hoffen. Einstweilen muß er sich eben ducken und schmiegen und mit dem Gefühle abfinden, daß auch er einer derjenigen ist, die . . . mit bestem Willen und Trachten daneben geheiratet haben. Hat er das Unglückstrumm aber einmal fertig, nachher wird es an der Zeit sein, daß er allmählich nach den Zügeln greift.

So arbeitet er fürder beim Tage nach Lohn und Verdienst und nach Feierabend an seiner Faßgeige. Mit fieberhafter Hast schnitzt und schabt er, die Wölbung des Bodens und der Decke herauszubringen, und oftmals ist es bei-



„. Ein richtiger Christenmensch, der einmal verheiratet ist, gehört heim. Verstehst mich?“

nahe zum Lachen, wie sich das kurze, schwäch-tige Körperchen gleich einer Raupe dabei dehnen und strecken muß.

Aber er, der Kajetan, ist halt einmal nicht größer geraten und muß sich strecken, so gut es geht.

Schon als Schulbub ist er ein Stücklein kleiner gewesen wie andere in seinem Alter, und so zart, zierlich und kleinknochig, und von Jahr zu Jahr ist er hinter seinen Altersgenossen ein Stücklein zurückgeblieben im Wachstum. Anfänglich hat er immer und noch allweg gehofft, daß ihm doch noch einmal „der Knoten aufspringen“ werde, wie die Leute sagen; aber als die Zeit gekommen, da von den Altersgenossen keiner mehr gewachsen, ist ihm die letzte Hoffnung geschwunden . . . In Gottes Namen, wenn es nicht anders wird.

Als er den Schulranzen auf den Dachboden hinauf und unter das alte Gerümpel geworfen, hat es geheißt: zu einem Handwerke! Zu schwerer Arbeit ist das Körperchen nicht, und Schneider, Schuster und so weiter müssen jederzeit sein . . . Aber er, der Kajetan, hat sich ganz etwas anderes eingebildet. Ein Tischler will er werden, hat er gesagt, und nach hübsch einem Bedenken und Beraten seiner Leute ist er doch zu einem solchen in die Lehre gekommen. Ein Tischler ist halt doch gleich etwas anderer wie ein leidiger Schneider oder ein pechduftender Schuster, wenn er gleich nur mit dem Kopfe über die Hobelbank emporragt.

Die erste Zeit hat ihm aber dieser Wille Beschwernis genug verursacht und eine Selbstüberwindung von ihm gefordert, die einem viel größeren Manne alle Ehre gemacht hätte. Die Lehrzeit ist allenthalben keine Rosenzeit; aber bei ihm hat es auch noch dazu an der Kraft gefehlt. Trotz allem aber hat er sich nicht abschrecken lassen und ausgeharret, bis er wirklich ein Tischler gewesen, kein Lehrbub nimmer, ein wahrhaftiger Tischlergefell.

Als er ein bißel arbeiten gekonnt, hat ihn der Meister gefragt, ob er nun wohl auch ein bißel Musik lernen möchte zur Zeit der Feierweile, dieweilen diese zwei Handwerke seiner Ansicht nach zusammengehörten wie das S zum ch. Er selbst wäre Tischler und Spielmann, und sein Vater und sein Lehrling wären auch beides gewesen . . . Warum nicht, wenn es zum Handwerke gehört? . . . Ein bißel Lust und Freude dazu ist in ihm gesteckt, und so hat er in den Feierweilen zu geigen angefangen. Anfänglich ist wohl alles schöner gewesen wie dieses Kraxen und Scharren; aber nach und nach ist er über den dürrstigten Anfang hinausgekommen. Wie er seine Lehrzeit umgehabt, ist er auch ein Spielmann gewesen, der bei Hochzeiten und Tanzmusiken mitspielen gedurft. Noten und so geschriebenes Zeug hat er freilich nicht gelernt, weil sein Meister auch nichts davon verstanden; aber wozu braucht einer Noten, wenn er zwei gute Ohren hat und ein Herz, darin alles nur Sang und eitel Getöne?

So hat er zwei, drei Jahre bei seinem Lehrmeister als Gefelle gearbeitet, bis einmal die Zeit gekommen, wo das Vaterland nachschauen läßt, ob die jungen Kunden auch Vaterlandsverteidiger abgaben. Ihn haben sie nicht brauchen können; viel zu klein, um ein ganzes Trumm zu klein. Er hat sich nicht geärgert darob, und er hat sogar gleichmütig gelächelt dazu, wie ihn ein Spottmaul Morz*)-Kajetan genannt und ihm damit einen Spitznamen auf-

*) Morz (nicht Mords), so viel wie mächtig, außergewöhnlich groß. Vielleicht verderbt aus dem Gotischen machts = Macht, Kraft u. dgl.

gebracht. Wenn einer nicht größer ist, so ist er halt nicht größer; wenn er nur seinen Mann stellt in der Welt und in seinem Geschäfte. Er hat fürder gearbeitet bei seinem Lehrmeister und mit diesem und seiner Kumpanie zum Tanze aufgepielt, wenn eine Zeit dazu gekommen, bis einmal jählings hintereinander seine beiden Eltern verstorben.

Da hat es ihn nimmer gelitten in der Heimat und in der Gegend. Er hat sein Bündel geschnürt, sich einen festen Stecken aus dem Haselhage geschnitten und bei tränennassen Augen mit lächelndem Munde gesungen:

Er, er, er und er,
Herr Meister, leb er wohl!
Ich sag' ihm's grad frei ins Gesicht,
Seine Arbeit, die gefällt mir nicht.
Ich will mein Glück probieren,
Marchieren.

Eine ganze Weile ist er nachher im ganzen Lande herumgewandert, hat hier ein Zeitel gearbeitet und dort auch und hat den Wanderstecken immer wieder aus der Ecke geholt und in den Staub der Landstraße gestoßen. Er hätte keinem geglaubt, daß die Welt so groß wäre, und derweilen war das alles nur das Vaterland, und er hätte sich auch nicht träumen lassen, daß es da und dorten so schön sein könnte. Er ist durch flache Gefilde gewandert, die Gärten geglichen, und über Berge, die aus lauter Steinen aufgetürmet; er hat Städte und Dörfer gesehen und bestaunt und der Leute verschiedene Mundart und Sitten kennen gelernt. Aber immer hat es ihn wieder ein Dertlein weiter gedrängt und weiter gelockt.

Nur im Städtlein, das so drei, vier Stunden von hier liegen mag, wenn nicht weiter, hat er sich über ein Jahr gehalten. Der Lohn ist wohl nicht übermäßig hoch gewesen, und auch die Kost hat ihm einmal das bezeichnende und treffende Urteil abgerungen, sie wäre manchmal schlecht und manchmal noch schlechter; aber er ist geblieben. Ein Dirnlein aus einem Nachbar-dorfe hat ihm's angetan, und er hat oftmals in währendem Hobeln und Schnitzen die ernstesten Heiratspläne geschmiedet und dabei ein Viedel vor sich hingeträllert. Hat wohl allem Anscheine nach nichts gehabt, das Hascherl, wie seinen Gesund und sein bißel Verdienst als Näherin; aber eine Narrenfreude hat sich ihm ins Herz genistet, und ein Glück hat ihn in seinen Bann geschlagen, daß all dieses sein kleiner Brustkasten kaum zu fassen und zu bergen vermocht. Und manchmal hat er sogar auch gerechnet: er ist ein Tischler und sie eine Näherin; zwei Handwerke müssen ihn und sie ernähren, ging es, wie es auch schon gehen wollte.

Wie ein einziger schöner Maientag ist die Zeit verronnen, und sogar im Geschnee des Winters hat er eitel Blumen und Rosen blühen sehen

und im Wettersturme lieblichen Gesang zu hören gewöhnt. Seine kleine Brust ist voll Sang und Lieder gesteckt, und er hat seine Freude und sein Glück hinausgesungen an allen Wegen und Orten.

Aber plötzlich ist es einmal geworden, wie wenn sich eine kalte Wolke vor die glückstrahlende Himmelssonne zöge und Glück und Maientag verdüsterte. Eine Verstimmung hat sich eingeschlichen und den Trutz geweckt, und er hat kurzerhand sein Bündel hervorgefucht und den Wanderstecken und sich zu neuer Walz gerüstet.

Er, er, er und er,
Herr Meister, leb er wohl! . . .

Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Jungfrau, lebet wohl!
Ich wünsche euch zuguterlezt
Ein' andern, der mein' Stell' ersetzt,
Ich will mein Glück probieren,
Marchieren.

Trutzig keck hat er das Hütel auf den Kopf und den Wanderstecken auf die staubige Landstraße gesetzt und im letzten Wirtshäusel, am Ende des Städtleins draußen, sich noch einen



Als er von der Anhöhe zurückgesehen, ist ihm weich ums Herz geworden.

kleinen Mut getrunken. Trotzdem aber ist ihm etwas weich und schwummerig ums Herz geworden, als er von der letzten Anhöhe noch einmal zurückgesehen ins Städtlein und in seine Nachbarschaft, und er hat all seinen Mut und

Trutz zusammenkoppeln müssen, um nicht wieder zurückhin zu kommen.

Am Wegrande ist eine blühende Dornrosenstaude gestanden, und ein Liedel ist ihm eingefallen, das zu der Zeit und zu der Dornrosenstaude gepaßt. Zwei Knösplein hat er gepflückt und auf sein Hütel gesteckt, den Schritt kräftig und trutzig hinsfür gelenkt und ebenso trutzig das Liedel in die sonnige Sommerszeit und die weite, lockende Welt hinausgesungen.

Röslein am Strauche blühn
Lange Zeit nicht;
Lieb' bleibt so lange grün,
Bis man sie bricht.

Nimm dir zwei Röslein
Auf deinen Hut!
Ewig beisammensein
Tut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röslein
Nimmer sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein!
Denk, ich wär' tot!

Oh wohl! Ewig beisammensein tut auch nicht gut . . . Warum . . .! Er hat nicht recht gewußt, wem er die Schuld beischieben gesollt, ihm selbst oder ihr, und er hat einen richtigen Grund zur Verstimmung auch trotz allen Suchens nicht zu finden vermocht. Warum? Ja, was weiß er? Aber die Verstimmung hat sich eben eingeschlichen und all beide in ihren Bann gezogen. Seinetwegen auch! Sei es halt also! . . . Er ist strafein und strahaus gewandert, hat wieder hie und da Arbeit genommen und bald darauf seinen Wanderstecken, hat an vergangenen Zeiten gesonnen und an dem und jenem und seinem Trutze neue Nahrung gereicht und dazwischen ein neues Liedlein über die Landstraße gesummt, das er irgendwo gehört und vernommen, und das in die Verhältnisse . . . beinahe gepaßt.

Wein dir nicht die Auglein trüb,
Mägdelein, vor Trauer!
Fahrender Gesellen Lieb'
Ist von kurzer Dauer;
Fahrender Gesellen Lieb'
Endet vor den Toren.
Wein dir nicht die Auglein trüb!
Hast nicht viel verloren. . . .

Aber ungedanks einmal hat er gemerkt, daß es ihn in weitem Bogen zurückzieht, wie wenn die Welt richtig rund und so etwas wie eine Kugel wäre, wie es allweg heißt, und einer auf der andern Seite wieder zurückkommen müßte zum selben Orte, wenn er lange genug gewandert.

So ein fünf, sechs Stunden vor dem Städtlein hat er gemerkt, wohin es wieder geht, und er hat sich an die Nasenspitze gegriffen und schelmisch vor sich hingelächelt: Jetzt gerade

noch nicht! Ein paar Wochen Trutz und Trutzei wird ein jedes noch aushalten können, und ist bislang keins von Sehnsucht und Reue gestorben, so wird solches auch in noch einem Zeitlein nicht geschehen. Und wenn es gerade wäre und sein sollte: . . . Hast nicht viel verloren . . .

Der Tischler im selben Orte hat gerade einen Gesellen benötigt, und er ist geblieben, hat aber während der Arbeit schon alleweil gesungen:

Uebers Jahr, übers Jahr,
Wenn man Tränbele schneid't,
Stell' ich hier mich wied'rum ein.
Bin ich dann, bin ich dann
Dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein.

Ja, baumfest hat er sel im Sinne gehabt, aber . . . wie wenn der leibhaftige Dunner seine Pfoten im Spiel gehabt hätte! Nicht ist es also worden, und . . . jetzt schon gar nimmer. Zufällig einmal hat ihn der Meister ins Bergdörflein auf die Ster*) geschickt, und dort hat er gehört und gesehen, daß man keinen Tischler hat und Arbeit rechtchaffen für einen solchen. Sonst ist das Verhältnis vielfach umgekehrt, und wo einer Platz und Arbeit hat, sind ihrer zweie. Wenn er . . .! Eine gute Zeitlang hat er gesonnen und geraten und allmählich einen Plan geschmiedet. Niederlassen muß sich einer dorten, wo der Platz taugt und wo er sein Auskommen finden kann. Der Platz tauget, das Auskommen fände einer, und . . . er benutzt dieses. Ewig will keiner Geselle sein und die Welt durchstreifen.

Es hat so gestimmt, wie er geplant, aber . . . das Häufel hatt' er nicht sehen sollen, das heute sein Heim ist, und das Dirndl nicht kennen lernen, das dazu gehört wie die Finger zur Faust, das heute sein Weib ist, und das . . . so ganz andere Ansichten hat wie er. Sollt' es einer wahrhaftig nicht tun, daß er wegen einem launigen Häufel . . .

Ah was! Wird auch wieder einmal aus dem Sinnen und aus den Gedanken kommen, dieselbe Zeit, besonders wenn er einmal die Zügel in der Hand hat, und er sich das Leut und das Leben richten kann, wie er es gerne hätte.

Die Basageige halt, dieser Malefizkasten! Ist ein Unglückskasten gewesen von allem Anfang an. Er hat sie sich erst gekauft, wie er sich das Feststügen vorgenommen, und . . . er hätte sie wahrhaftig nicht oder doch erst später kaufen sollen. Wenigstens könnte sie jetzt nicht hin sein.

Mit einer Hast und Emsigkeit arbeitet er bis spät in die Nacht hinein, als müßte das Stück in vorher ausbedungener Zeit fertig sein, und in der Frühe sieht er nachher ein stockfinsternes

*) Außerhalb der Werkstatt, im Hause des Auftraggebers arbeiten.

Gesicht, und tadelndes Gemurre jurt ihm um die Ohren wie aus einem aufgestörten Wespenneste . . . Licht verbrennen, Zeug vertandern, und dies und jenes, nicht ausschlafen und bei allem noch einem helligen Narren gleichsehen! Was halt ein Weiberleut schon an Gründen und Tadeln anzuführen weiß . . . Decke und Boden sind in einigen Tagen fertig, aber das Versteifen der aus der Form gedrückten Zargen gibt ihm aufs neue zu denken und zu schaffen. Er versucht es da und dort, und zweifelt wieder, ob solches dem Tone nicht etwa schaden könnte. Aber schließlich kommt er doch so weit, daß die ganze Arbeit zu Ende geführt ist, alle Teile zusammengeleimt sind und die Klemmschrauben angedreht.

In Gottes Namen! Das wäre also geschehen, nun . . . heißt es nach den Zügeln haschen.

Und da steht er in der Zeit auch dort, wo gemeinlich der Samstag aufhört und der Sonntag anfängt.

Ueber den Sonntag kann die Geschichte trocken und festleben, und Montag nach Feierabend geht es wieder los. Da wird noch gepuzt, gebeizt und gelackt, und nachher . . .

Morgen aber holt er sich Weize und passenden Lack aus dem Städtlein, zumal er ohnehin wegen fehlenden Farben, Firnis und solchen Sachen, die ein Tischler alleweil braucht, und die bislang immer der Meister zu besorgen hatte, hinunter muß. . . *

Ueber der ganzen Gegend und über dem glöckelhellen Sonntagsmorgen liegt die Stimmung des Herbsttages.

Zu Flachlande draußen liegt der graue, träge wallende Nebel gleich dem weiten Meere, und nur einige Bergtöcke und Bergkuppen ragen daraus hervor wie kleine, dunkelbewaldete Inseln, und über die sonnigen Bergeshöhen und das einförmige Nebelgrau spannt sich der wolkenlose Himmel in herbstlichreiner Bläue und lacht die Sonne gleich einem sorglos der kommenden Zeit entgegensehenden Kinde. Da und dort färbt sich's schon im Gelaube der Birken und Buchen, aber aus dem herbstlichen Rasen der Wegraine lugen noch genug blauer, gelber und weißer Blumen, um die Nede der Zeit zu über-täuben. Der frischgebrochene Boden strömt herz- und körpertärkenden Erdgeruch aus, und hie und da duften noch einige Schöber halbdürren Grummets. Nur kein Vogel singt mehr weit und breit und auf den leergeräumten Fluren klampern und klingen die Schellen des Weidviehes und hallt der eintönige Sang der Hüt-inder.

Da schreitet der Rajetan des Weges, um ins Städtlein hinunterzugehen und seinen Einkauf zu besorgen. Auf dem Hute trägt er ein Sträußlein veigelblauen Herbstenzian, in der Hand den

Wanderstecken, der ihn schon so weit herumgeführt im Lande, und über den Rücken gehängt den Rucksack, in den ihm sein Weib ein Häfen Schmalz gesteckt zum Verkaufe im Städtel unten. Er sinnt wieder an seiner Baßgeige, an den Zügeln, die er in die Hand wird nehmen müssen, und an allem, was drum und daran hängt und sich darum her schiebt und drängt, und ungedanks ist es ihm, als hörte er die ganze Stimmung des Herbstsonntages und des sonnigen Morgens in Tönen: ein Moll, irgendein Moll, was weiß er, was für eines, aber halt eines, wo einer recht viel halbe Töne greifen muß.

Ein Liedel und eine Weiße lösen sich davon los und streben heraus, wie die Bergkuppen an dem grauen Nebelgewoge da unten, ein Liedel, das er auf seiner letzten Wanderfahrt irgendwo und irgendwann gehört, und er beginnt, Weiße und Liedel halblaut vor sich hinzujummen.

Es war ein Sonntag hell und klar,
Ein selten schöner Tag im Jahr.
Wir beide gingen durch das Korn,
Durch Feld und Au, durch Busch und Dorn.
Die Lerche sang, der Sonnenschein
Lag schimmernd über Flur und Hain.
O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie bist du fern, wie liegst du weit!

Wir beide! . . . Der Höllebrand soll schon Wort, Weiße und schöne Zeiten holen! Wenn einer eh den Kopf voll . . . voll Wirnis und Gedanken hat, braucht er solche Erinnerungen gerade noch! Nicht einmal auf einsamem Wege ist er sicher . . . So! Da vorne gabelt sich der Weg, und nicht einmal eine Zeigerjähle steht dabei! Verbrannte Leute, die wahrhaftig mutmaßen müßten, es käme nicht doch einmal ein Fremder gegangen, der in Zweifel geraten könnte, oder . . . der so geicheit wäre wie sie alle . . . Rechts oder links? Dieses Weges ist er noch nie gegangen, und heute ist es nimmer so, wie es ehemals gewesen, wo jeder Weg als der rechte gegolten und jede Straße in eine Herberge geführt. Heute hat er sein Ziel vor Augen, und heute muß er zur rechten Zeit wieder daheim sein . . . Muß? J, woher denn? Wenn er kommt, ist er da, und wenn sie darob maulen sollte, muß er halt heute schon und am heiligen Sonntage sein Streben nach den Zügeln kund und zu wissen tun . . . Rechts geht er, ist es nun gefehlt oder getroffen.

Aber als er eine gute Strecke dahingestapft in seinem Sinnen und nach dem erwählten Wege, beinahe dreiviertel Stunden, kommt er endlich zu etwem, den er um Weg und Wichtigkeit fragen kann. Ein zaumdürrer Kund ist es, der noch im Alltagsgewande steckt und eine Geiß hinter sich herzieht.

„Ins Städtel?“ grinst der und zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche, um ihn bei dieser Gelegenheit zu stopfen und in Brand zu

sehen. „Mein, Mensch, da bist auf dem Holzwege, da fehlt es um drei alte Klaster. An der Weggabelung bist wohl vorbeigekommen, da hinten, wo es in der Hofau heißt?“

„Oh. Aber was weiß ich, wie es dort heißt?“

„Nun ja. Siehst, da hättest dich linkerhand wenden sollen.“

„Wenn man's wüßte!“

„Nun ja, freilich . . .“

„Zurückgehen ist auch so eine Geschichte. Dreiviertel Stunden her und soweit wieder zurück . . .“

„Brauchst derentwegen auch nicht. Aus der Welt bist noch nicht draußen, und alle Wege führen nach Rom, sagt man. Verstehst mich?“



„Ins Städtel?“ greift der und zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche.

„Einen Umweg mußt schon notgedrungen mit in Kauf nehmen, wo du schon in der Irre bist. Ein Viertel weiter vorne steht ein Marterl, und dort mußt dich linkerhand wenden. Verstehst mich?“

„Ganz gut.“

„Also: nachher kommst auch ins Städtel hinter, aber von einer anderen Seiten, und weiter hast gehabt.“

„Danke schön.“

„Gerne geschehen.“

„Der Dummer soll das ganze Gespiel reiten,“ brummt und murret er und schlägt beim Marterl vorne den Weg nach links ein, kommt aber damit ganz aus der Schätzung und Richtung.

Er kann sich kein eigen Urteil mehr anmaßen, wo er so ungefähr sein mag, und von welcher Seite er ins Städtel gelangen könnte. Zum Ueberflusse steigt im Flachlande drunten der Nebel und kriecht entlang der Täler bergwärts. Eine gute Viertelstunde noch und der blaue Himmel und der goldige Herbstsonnenschein verschwinden über ihm, und düsteres, scheusames Grau hüllt ihn und alles um ihn her in seine Schleier. Und die Gegend wie ausgestorben oder wie eine Wüste! Einmal nichts wie lauter Wald und nachher wieder Weiden und Wiesen und Wiesen und Weiden und kein Haus rechts und keines links! Eine armselige Gegend, und er mitten drin!

Na, irgendwo muß er hinkommen, und irgendwann muß er doch wieder zu jemandem kommen, den er um das Städtel und um den rechten Weg fragen kann.

Immer weiter schreiten der Tag und die Zeit, und immer länger werden seine Schritte. Wenn er doch nur vor Mittag an Ort und Stelle käme! Am Nachmittage sind alle Läden zugesperrt, und er kriegt nichts mehr zu kaufen. . . . Warte! Da klaffen ein paar Köter, und da wird er doch einmal zu einem Hause oder in ein Dorf kommen.

Wo er sich befinden mag?

Das Gekläffe wird immer deutlicher und vernehmbarer, und nach einer Strecke Weges tauchen die Umrisse einiger Häuser aus dem einformigen, widerlichen Grau. Ein paar Hundsvieher kommen herbei und verbellen ihn, und eine Gänseherde stiebt zischend und schnatternd vom Wege. Sonst ist kein lebend Wesen zu sehen und zu hören . . . Ins erstbeste Haus gehen und fragen? Ah! Es muß sich ja doch etwer zeigen, und zum Fragen hat er beim letzten Hause auch noch Zeit. Allem Anscheine nach ist die Geschichte eine Dorfschaft, und . . . wenn einer am Sonntagmorgen mit Rucksack und Wanderstrecken in ein Haus kommt . . . Nein, er nimmer. Die Zeiten liegen hinter ihm, und er ist jetzt ein hausgeessener Meister und hat sogar den Schein des Walzens und Türedrückens zu meiden. Vielleicht steht auch ein Wirtshaus am Wege. Kein Dörfel ohne Wirtshaus . . . Hallo! Dort vorne ist ja wirklich ein Mensch, ein Weiberleut . . .

In aller Hast rennt er darauf los.

„Du . . . du . . . Ihr! He da! Bin ich auf dem rechten Wege ins Städtel?“

Das Weiberleut bleibt stehen und schaut um sich und in den sackdichten Nebel; aber wie er hinzukommt, fährt jäher Schrecken durch sein ganzes Körperchen, daß ihm sogar der Herzschlag völlig stockt und kein Tröpfel Blut in seinen Adern pulset . . . Alle . . . alle guten Geister! Die . . . Klar! Und wie schlecht und elend sie ausschaut!

„Du . . . der Rajetan?“ Wie Freudenjauchzen zwängen sich diese Fragen aus der Brust des Weiberleutes, und wie ein lichter Strahl der vom Nebelgewoge verschlungenen Sonne huscht es über das bleiche, abgehärmte und ausgehungerte Gesicht. „Endlich . . . doch einmal!“

„Bin ich da . . . etwan gar . . . in . . . der Rabenöb?“ stottert er todverlegen heraus, und vor seinen Augen flimmert es in allen Farben . . . Die Klar! Herrgott im Himmel! Und wie steht er da in . . . in seiner Armseligkeit?

„Ja, wo denn sonst? Der Nebel halt! Und wenn eines aus der Fremde herzukommt! Aber weil du nur wieder da bist! Gott sei Dank! Mehr sag' ich nimmer.“

„Bist . . . etwan krank gewesen, weil . . .?“ Unwillkürlich entschlüpft ihm die Frage, da er sie so elend vor sich sieht.

„D mein, Rajetan! . . . Aber weil du nur wieder kommen bist! Die Mutter ist gestorben, das Würmlein da ist gekommen, wenig Verdienst und . . . und . . . Wie es halt schon geht. Hunger haben wir uns genug gelitten, aber jetzt geht es schon wieder ein bißel besser. Und . . . weil du nur wieder kommen bist! Nachschreiben hab' ich dir auch nicht können, weil ich gar nichts mehr gehört und gewußt habe von dir. O mein! Die Zeit, die harte Zeit! . . . Und schau, wie es dir gleichsieht! . . .“

Sie schlägt das Hülltuch von einem Packer, den sie auf dem Arme trägt, und den er bislang und in seinem Schrecken gar nicht wahrgenommen, und ein bleiches, dürrhageres Kinder Gesicht starrt ihm mit großen, kornblumenblauen, hungrigen Augen entgegen. Ein Lächeln umzuckt den kleinen Mund, und gleich darauf verzieht sich das Gesicht wieder zum Weinen.

Mit weitauferissenen Augen starrt er vor sich hin, und in seinem Kopfe und in seiner Brust wäht er hundert Sägeblätter hin und wider fahren und Wunde um Wunde reißen. Eine Menge Gedanken und Vorwürfe wirbeln durch sein Sinnen, wie dürre Blätter im Herbststürme, und er ist nicht imstande, auch nur einen zu erhaschen und festzuhalten.

Aus dem grauen Düstter des Rebels aber tauchen hartnahe vor ihm Schuld und Reue auf wie zwei kohlschwarze, riesenhafte Gespenster mit glühenden Augen und grauem Zähnegeflechte, und mit Riesentrallen langen sie nach ihm.

Und es geht nimmer zurück, keinen Schritt mehr. Gebunden ist gebunden, und . . .

Ein heiferes, überschnappendes Gröhlen entringt sich seiner Brust, und unwillkürlich langt er nach dem Geldbeutel.

„Ich mache dir ja keinen Vorwurf,“ begütigt das Weiberleut. „Weil du nur wieder kommen bist! Jetzt wird alles wieder recht werden . . . Gehst wieder ins Städtel, zu deinem alten

Meister? . . . Und wenn er gerade keine Arbeit hätte für dich: fange selbst ein Geschäft an! Einmal wird es ja doch sein müssen; denn ewig kann einer nicht als Gesell' herumrücken . . . Nein, du, Rajetan, hörst: mache dir keine harten Vorwürfe! Jetzt wird alles wieder recht werden,



Sie schlägt das Hülltuch von einem Packer, den sie auf dem Arme trägt, und ein bleiches, dürrhageres Kinder Gesicht starrt ihm entgegen.

weil du nur wieder kommen bist. Und . . . jetzt habe ich die harte Zeit schon wieder vergessen, wo ich weiß, daß du wieder kommen bist . . . Kommst eh' gleich heraus zu uns, wenn du Arbeit gefunden hast? Gelt? . . . O mein! Die Freude! Nein, ich kann dir's gar nicht sagen . . .

Er drückt ihr ein paar Geldstücke in die Hand, verbeißt ein heiferes Knurren und hastet davon wie von bösen Geistern verfolgt.

„Mach dir keine harten Vorwürfe! Hörst? Und . . . such uns gleich heim, wenn du Arbeit gefunden hast oder . . . wenn es sonst wie ist!“

Nochmals ruft sie ihm's nach, und die Mahnung gellt ihm noch in den Ohren, als schon die ersten Häuser des Städtchens vor ihm aus dem Nebel tauchen . . . Vor ihm und neben ihm starrt ihm ihr bleiches, abgehärmtes und halbverhungertes Gesicht aus den grauen Nebelmassen entgegen und daneben wieder ein kleines Gesichtchen, das sein Ebenbild sein soll. Und dahinter reckt und bäumt sich der Schatten der Schuld zur Riesengröße.

Zwei, drei Wochen wenn er Herausreißen

könnte aus dem ewig kreisenden Ringe der ewigen Zeiten! Nachher . . . Fehlen kann bald einer, das ist ja wahr und richtig, und ihm scheint, als hätte er vorzeiten einmal gehört oder selbst gelesen, daß dieses sogar der Heiland vom Allgerichtigsten gesagt, aber . . . einstehen sollte einer dann auch wieder für sein Fehlen, einen Mann sollt' er machen, wie man sagt. Zwei, drei Wochen, wenn nicht wären, es würde auch alles wieder recht, wie sie sagt, recht und richtig. Er stellet' seinen Mann, daß es langte. Aber . . . heute . . .! Herrgott, wie dreht und wendet er sich denn, daß . . . Ah nein! Er kann nimmer aus, und er kann sich so oder so wenden, so . . . ist er der geschlagene Narr. Und sie weiß nichts davon, daß . . . er ein Häufel geheiratet, und eine eigene Bank. . . . Weil du mir wieder kommen bist! Jetzt wird alles wieder recht werden!

„Meint man . . . meint man.“ Wie ein Ir rer lacht er hölzern auf dabei und erschrickt von dem eigenen Gelächter. . . . Wenn sie es wüßte, wie es ist! Was sie d a zu jaget?

In seiner schmalen Brust pocht und hämmert es wie in einer Hammer Schmiede, an seinen Ohren vorbei wallt und sanft das Blut in kräftigen Stößen, jeder Gedanke, der durch sein Sinnen und Verzweifeln zieht, schmerzt ihn, und er fühlt sich wie ein in den engen Käfig gesperrter Vogel, der sich an den harten Eisenstäben des Bauers Leib und Seele wund und blutig stoßt und doch nimmer aus kann.

Herrgott in deinem Reiche: zwei, drei Wochen, wenn nicht wären, nachher . . . Ah was! Nachher lachtet er nur zu dem ganzen Gespiel wie zu einer Kinderei. Nachher wüßte er, was er zu tun hätte, und was er täte. Es würde alles wieder recht werden. So aber . . .

Wie im Halbschlafe besorgt er seinen Verkauf und seine Einkäufe, und trotzdem es hartnahe an Mittag ist, spürt er weder Hunger noch Durst.

Unwillkürlich zieht es ihn wieder des Weges, den er gekommen; aber mittendrin reißt es ihn wieder kurzweg herum und er fragt nach einem andern. Was täte er draußen in dem Dorfe, wo . . . man vielleicht auf ihn wartet?

Wie geschreckt und gejagt rennt und hastet er bergwärts, und es kommt ihm manchmal vor, als könnte ihn oben auf den sonnigen Höhen leichter und wohler werden, und als müßte dies alles verschwinden und verflüchten wie ein harter Traum.

Nur zwei, drei Wochen, wenn er aus seinem Leben reißen könnte! Nur die Kette wenn er sprengen könnte, in die er sich selbst ge . . . genarrt!

Oben auf den Höhen schwindet der Rebel wieder, und Licht und Sonnenschein umfluten ihn in verschwenderischer Fülle; aber er merkt

kaum einen Unterschied. Duster und trostlos ist da unten der Weg vor ihm gelegen, und düster und trostlos liegen da heroben die Welt und sein Leben vor ihm und vor seinem Sinnen, und düster und trostlos und allweg von der Schuld umnachtet liegt alle Zukunft vor . . . seinem Schatten.

Weil du nur wieder kommen bist! Und das Lächeln um den Mund des kleinen Würmchens! . . . Herrgott, ein Ausweg!

Der Schweiß beginnt ihm aus allen Poren zu sickern und den Körper auf allen Seiten hinabzulaufen; aber als er heimkommt und in das . . . erheiratete Häufel tritt, ist's ihm mit einem Schlage, als stünde er in einer Eisgrube. Von allen Seiten her weht ihn eisige Kälte an, und als ihn sein Weib ob des langen Ausbleibens tadelt, lacht er wieder so hölzern und unheimlich fixierend auf.

„Laß nur gehen! Es wird schon wieder recht werden; es wird alles wieder recht werden.“

Dann macht er sich in aller Hast an die Baßgeige, als könnte deren Ton und Klang all die bösen Gedanken aus seinen Sinnen jagen.



Der Kajetan lacht allen so treuherzig-hölzern ins Gesicht und ge gt und spielt.

Zwinge um Zwinge schraubt er los, und gleich über den ungeputzten und ungelackten Kasten spannt er die Saiten und fängt zu stimmen und zu proben an.

„Das Unglückstrumm muß mir aus dem

Hause," droht die Nani, aber er lacht auch dazu.
Es wird schon wieder recht werden.

Wum . . . wum . . . Und dann geht es höher und höher hinauf, und aus den Tönen werden Weisen, und er lacht dazu und streicht und geigt, als wäre sonst nichts auf der großen weiten Welt, wie lediglich er und seine Bassgeige . . .

Es war ein Sonntag hell und klar,
Ein selten schöner Tag im Jahr . . .
O schöne Zeit, o selge Zeit,
Wie bist du fern, wie bist du weit . . .

„Ah was! Weil du nur wieder da bist . . . Jetzt wird alles wieder recht werden . . . Hunger haben wir uns genug gelitten, aber . . . jetzt wird alles wieder recht werden . . . Das kleine Gesichtel sieht ihm gleich und lächelt, und dann rekt und streckt das Würmlein die Händchen . . . nein, die Arme wachsen ins Riesenhafte, und mit graufigen Pfoten greift es nach ihm. . . . Nein, es wird alles wieder recht werden. Es lächelt schon wieder, und er spielt es in Schlaf und lächelt selbst mit und lacht und lacht . . .

„Um Gottes Christi willen!“ schreit sein Weib in hellem Entsetzen auf und schlägt die Hände über den Kopf zusammen . . . Jetzt . . . jetzt ist er gewirrt worden, ein heiliger Narr.“

Und sie rennt davon und holt einige Nachbarn herbei, ihn wieder auf rechte Wege zu bringen. Aber der Rajetan lacht allen so treuherzig-hölzern ins Gesicht und geigt und spielt und redet immer vom Gekommensein, vom Wiederrechtwerden und solchem Zeuge, das kein Mensch versteht, und das keiner an den richtigen Platz zu bringen vermag.

„Leicht hat er sich mit dem Schindersbasse zu viel abgetrubelt,“ mutmaßt der Soller. „Oft ein Kopf hält das viele Grübeln nicht aus.“

„Kann eh' sein, oder . . .“

„Ich zähle halt, ein eigen Häusel ist zu viel Glück für ihn gewesen,“ rät die Nani. „Manschen soll auch das Glück über Gek's bringen und zum Narren machen, heißt es.“

„Wer weiß denn?“

„Recht ist er mir schon nicht fürkommen bei der Hochzeit, wo er nicht einmal gewußt hat, soll er Ja sagen oder Nein. Also der alte Dax.“

„Wer weiß denn? Jetzt hat es ihn aber völlig . . .“

Der Unglückliche, der mit Mut sein Unglück Träget, gegen das Schicksal selbst ericheint er Wie ein Sieger. „Ich bin,“ so spricht er schweigend, „Größer als du bist!“

J. Balde.

Fest vorgekehrt ist durchgehkehrt,
Wer etwas recht will, kriegt's zulekt.

Rüder.

Die kluge Frau.

Von Joh. Wolfgang v. Goethe.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirt gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Geschäft ergriffen haben, das ihn nötigte, den größten Teil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos, ohne Niederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheiratet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im stillen tabeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das bare Geld nötigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab: sie fühlte ganz den Wert desselben sowie die Notwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborene Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarete, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er bald häufiger, bald seltener von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeitlang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Pakete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nichts verschwendete, manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im großen wieder vernachlässigt wurde und auseinanderfloß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeitlang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines